

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 169. Bromberg, den 27. Juli 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(7. Fortsetzung.)

„Schmidt, du hast heute mal wieder deinen medisanten Tag. Eben hab ich den armen Rindfleisch aus deinen Fängen gerettet, ja du hast sogar Besserung versprochen, und schon stürzest du dich wieder auf den unglücklichen Schwiegersohn. Im übrigen, wenn ich an Immanuel etwas tadeln sollte, so läge es nach einer anderen Seite hin."

„Und das wäre?"

„Daß er keine Autorität hat. Wenn er sie zu Hause nicht hat, nun, traurig genug. Indessen, das geht uns nichts an. Aber daß er sie, nach allem, was ich höre, auch in der Klasse nicht hat, das ist schlimm. Sieh, Schmidt, das ist die Kränkung und der Schmerz meiner letzten Lebensjahre, daß ich den kategorischen Imperativ immer mehr hinschwinden sehe. Wenn ich da an den alten Weber denke! Von dem heißt es, wenn er in die Klasse trat, so hörte man den Sand durch das Stundenglas fallen, und kein Primaner wußte mehr, daß es überhaupt möglich sei, zu flüstern oder gar vorzusagen. Und außer seinem eigenen Sprechen, ich meine Webers, war nichts hörbar als das Knistern, wenn die Horaz-Seiten umgeblättert wurden. J a, Schmidt, d a s waren Zeiten, da verlohnte sich's, ein Lehrer und ein Direktor zu sein. Jetzt treten die Jungens in der Konditorei an einen heran und sagen: „Wenn Sie gelesen haben, Herr Direktor, dann bitt ich . . .""

Schmidt lachte. „Ja, Distelkamp, so sind sie jetzt, das ist die neue Zeit, das ist wahr. Aber ich kann mich nicht darüber ägrieren. Wie waren denn, bei Lichte besehen, die großen Würdenträger mit ihrem Doppelkinn und ihren Pontacnasen? Schlemmer waren es, die den Burgunder viel besser kannten als den Homer. Da wird immer von alten, einfachen Zeiten geredet; dummes Zeug! Sie müssen ganz gehörig gepichelt haben, das sieht man noch an ihren Bildern in der Aula. Nu ja, Selbstbewußtsein und eine steifleinene Grandezza, das alles hatten sie, das soll ihnen zugestanden sein. Aber wie sah es sonst aus?"

„Besser als heute."

„Kann ich nicht finden, Distelkamp. Als ich noch unsere Schulbibliothek unter Aufsicht hatte, Gott sei Dank, daß ich nichts mehr damit zu tun habe, da hab ich öfter in die Schulprogramme hineingeguckt, und in die Dissertationen und „Aktusse", wie sie vordem in Schwung waren. Nun, ich weiß wohl, jede Zeit denkt, sie sei was Besonderes, und die, die kommen, mögen meinetwegen auch über uns lachen; aber sieh, Distelkamp, vom gegenwärtigen Standpunkt unseres Wissens, oder sag ich auch bloß unseres Geschmackes aus, darf doch am Ende gesagt werden, es war etwas Furchtbares mit dieser Perückengelehrsamkeit, und die stupende Wichtigkeit, mit der sie sich gab, kann uns nur noch erheitern. Ich weiß nicht, unter wem es war, ich glaube unter Rodegast, da kam es in Mode — vielleicht weil er persönlich einen Garten vorm Rosentaler hatte — die Stoffe für die öffentlichen Reden und ähnliches aus der Gartenkunde zu nehmen, und sieh, da hab ich Dissertationen gelesen über das Hortikulturliche des Paradieses, über die Beschaffenheit des Gartens zu Gethsemane und über die mutmaßlichen Anlagen im Garten des Joseph von Arimathia. Garten und immer wieder Garten. Nun, was sagst du dazu?"

„Ja, Schmidt, mit dir ist schlecht fechten. Du hast immer das Auge für das Komische gehabt. Das greifst du nun heraus, spießest es auf deine Nadel und zeigst es der Welt. Aber was danebenlag und viel wichtiger war, das lässest du liegen. Du hast schon sehr richtig hervorgehoben, daß man über unsere Lächerlichkeiten auch lachen wird. Und wer bürgt uns dafür, daß wir nicht jeden Tag in Untersuchungen eintreten, die noch viel toller sind als die hortikulturlichen Untersuchungen über das Paradies. Lieber Schmidt, das Entscheidende bleibt doch immer der Charakter, nicht der eitle, wohl aber der gute, ehrliche Glaube an uns selbst. Bona fide müssen wir vorgehen. Aber mit unserer ewigen Kritik, eventuell auch Selbstkritik, geraten wir in eine mala fides hinein und mißtrauen uns selbst und dem, was wir zu sagen haben. Und ohne Glauben an uns und unsere Sache keine rechte Lust und Freudigkeit, und auch kein Segen, am wenigsten Autorität. Und das ist es, was ich beklage. Denn wie kein Heerwesen ohne Disziplin, so kein Schulwesen ohne Autorität. Es ist damit wie mit dem Glauben. Es ist nicht nötig, daß das Richtige geglaubt wird, aber daß überhaupt geglaubt wird, darauf kommt es an. In jedem Glauben stecken geheimnisvolle Kräfte und ebenso in der Autorität."

Schmidt lächelte. „Distelkamp, ich kann da nicht mit. Ich kann's in der Theorie gelten lassen, aber in der Praxis ist es bedeutungslos geworden. Gewiß kommt es auf das Ansehen vor den Schülern an. Wir gehen nur darin auseinander, aus welcher Wurzel das Ansehen kommen soll. Du willst alles auf den Charakter zurückführen und denkst, wenn du es auch nicht aussprichst: „Und wenn ihr euch nur selbst vertraut, vertrauen euch auch die anderen Seelen." Aber, teurer Freund, das ist just das, was ich bestreite. Mit dem bloßen Glauben an sich oder gar, wenn du den Ausdruck gestattest, mit der geschwollenen Wichtigtuerei, mit der Pompösität ist es heutzutage nicht mehr getan. An die Stelle dieser veralteten Macht ist die reelle Macht des wirklichen Wissens und Könnens getreten, und du brauchst nur Umschau zu halten, so wirst du jeden Tag sehen, daß Professor Hammerstein, der bei Spichern mit gestürmt und eine gewisse Premierleutnantshaltung von daher beibehalten hat, daß Hammerstein, sag ich, seine Klasse n i c h t regiert, während unser Agathon Knurzel, der aussieht wie Mr. Punch und einen Doppelbuckel, aber freilich auch einen Doppelgrips hat, die Klasse mit seinem kleinen Raubvogelgesicht in der Furcht des Herrn hält. Und nun besonders unsere Berliner Jungens, die gleich weghaben, wie schwer einer wiegt. Wenn einer von den Alten aus dem Grabe käme, mit Stolz und Hoheit angetan, und eine hortikulturelle Beschreibung des Paradieses forderte, wie würde der fahren mit all seiner Würde? Drei Tage später wär er im Kladderadatsch, und die Jungens selber hätten das Gedicht gemacht."

„Und doch bleibt es dabei, Schmidt, mit den Traditionen der alten Schule steht und fällt die höhere Wissenschaft."

„Ich glaub es nicht. Aber wenn es wäre, wenn die höhere Weltanschauung, das heißt das, was wir so nennen, wenn das alles fallen müßte, nun, so laß es fallen. Schon Attinghausen, der doch selber alt war, sagte: „Das Alte

stürzt, es ändert sich die Zeit". Und wir stehen sehr stark vor solchem Umwandlungsprozeß, oder richtiger, wir sind schon drin. Muß ich dich daran erinnern, es gab eine Zeit, wo das Kirchliche Sache der Kirchenleute war. Ist es noch so? Nein. Hat die Welt verloren? Nein. Es ist vorbei mit den alten Formen, und auch unsere Wissenschaft wird davon keine Ausnahme machen. Sieh hier (und er schleppte von einem kleinen Nebentisch ein großes Prachtwerk herbei), sieh hier das. Heute mir zugeschickt, und ich werd es behalten, so teuer es ist. Heinrich Schliemanns Ausgrabungen zu Mykenä. Ja, Distelkamp, wie stehst du dazu?"

„Zweifelhaft genug."

„Kann ich mir denken. Weil du von den alten Anschauungen nicht los willst. Du kannst dir nicht vorstellen, daß jemand, der Tüten geklebt und Rosinen verkauft hat, den alten Priamus ausbuddelt, und kommt er nun gar ins Agamemnonische hinein und sucht nach dem Schädelriß, aegisthischen Angedenkens, so gerätst du in helle Empörung. Aber ich kann mir nicht helfen, du hast unrecht. Freilich, man muß was leisten; hic Rhodus, hic salta; aber wer springen kann, der springt, gleichviel ob er's aus der Georgia-Augusta- oder aus der Klippschule hat. Im übrigen will ich abbrechen; am wenigsten hab ich Lust, dich mit Schliemann zu ärgern, der von Anfang an deine Renonce war. Die Bücher liegen hier bloß wegen Friedeberg, den ich der beigegebenen Zeichnungen halber fragen will. Ich begreife nicht, daß er nicht kommt, oder richtiger nicht schon da ist. Denn daß er kommt, ist unzweifelhaft, er hätte sonst abgeschrieben, artiger Mann, der er ist."

„Ja, das ist er", sagte Etienne, „das hat er noch aus dem Semitismus mit rübergenommen."

„Sehr wahr", fuhr Schmidt fort, „aber wo er's her hat, ist am Ende gleichgültig. Ich bedauere mitunter, Urgermane, der ich bin, daß wir nicht auch irgendwelche Bezugsquelle für ein bißchen Schliff und Politesse haben; es braucht ja nicht gerade dieselbe zu sein. Diese schreckliche Verwandtschaft zwischen Teutoburger Wald und Grobheit ist doch mitunter störend. Friedeberg ist ein Mann, der, wie Max Piccolomini — sonst nicht gerade sein Vorbild, auch nicht mal in der Liebe — der „Sitten Freundlichkeit" allerzeit kultiviert hat, und es bleibt eigentlich nur zu beklagen, daß seine Schüler nicht immer das richtige Verständnis dafür haben. Mit anderen Worten, sie spielen ihm auf der Nase . . ."

„Das uralte Schicksal der Schreib- und Zeichenlehrer . ."

„Freilich. Und am Ende muß es auch so gehen und geht auch. Aber lassen wir die heikle Frage. Laß mich lieber auf Mykenä zurückkommen und sage mir deine Meinung über die Goldmasken. Ich bin sicher, wir haben da ganz was Besonderes, so das recht Eigentlichste. Jeder Beliebige kann doch nicht bei seiner Bestattung eine Goldmaske getragen haben, doch immer nur die Fürsten, also mit höchster Wahrscheinlichkeit Orests und Iphigeniens unmittelbare Vorfahren. Und wenn ich mir dann vorstelle, daß diese Goldmasken genau nach dem Gesicht geformt wurden, gerade wie wir jetzt eine Gips- oder Wachsmaske formen, so hüpft mir das Herz bei der doch mindestens zulässigen Idee, daß dies hier" — und er wies auf eine aufgeschlagene Bildseite — „daß dies hier das Gesicht des Atreus ist oder seines Vaters oder seines Onkels . . ."

„Sagen wir, seines Onkels."

„Ja, du spottest wieder, Distelkamp, obwohl du mir doch selber den Spott verboten hast. Und das alles bloß, weil du der ganzen Sache mißtraust und nicht vergessen kannst, daß er, ich meine natürlich Schliemann, in seinen Schuljahren über Strelitz und Fürstenberg nicht rausgekommen ist. Aber lies nur, was Virchow von ihm sagt. Und Virchow wirst du doch gelten lassen."

In diesem Augenblick hörte man draußen die Klingel gehen. „Ah, lupus in fabula. Das ist er. Ich wußte, daß er uns nicht im Stiche lassen würde . . ."

Und kaum, daß Schmidt diese Worte gesprochen, trat Friedeberg auch schon herein, und ein reizender, schwarzer Pudel, dessen rote Zunge, wahrscheinlich von angestrengtem Laufe, weit heraushing, sprang auf die beiden alten Herren zu und umschmeichelte abwechselnd Schmidt und Distelkamp. An Etienne, der ihm zu elegant war, wagte er sich nicht heran.

„Aber alle Wetter, Friedeberg, wo kommen Sie so spät her?"

„Freilich, freilich, und sehr zu meinem Bedauern. Aber der Fips hier treibt es zu arg oder geht in seiner Liebe zu mir zu weit, wenn ein Zuweitgehen in der Liebe überhaupt möglich ist. Ich bildete mir ein, ihn eingeschlossen zu haben, und mache mich zu rechter Zeit auf den Weg. Gut. Und nun denken Sie, was geschieht? Als ich hier ankomme, wer ist da, wer wartet auf mich? Natürlich Fips. Ich bring ihn wieder zurück bis in meine Wohnung und übergeb ihn dem Portier, meinem guten Freunde — man muß in Berlin eigentlich sagen, meinem Gönner. Aber, aber, was ist das Resultat all meiner Anstrengungen und guten Worte? Kaum bin ich wieder hier, so ist auch Fips wieder da. Was sollt ich am Ende machen? Ich hab ihn wohl oder übel mit hereingebracht und bitt um Entschuldigung für ihn und für mich."

„Hat nichts auf sich", sagte Schmidt, während er sich zugleich freundlich mit dem Hunde beschäftigte. „Reizendes Tier und so zutraulich und fidel. Sagen Sie, Friedeberg, wie schreibt er sich eigentlich, f oder ph? Phips mit ph ist englisch, also vornehmer. Im übrigen ist er, wie seine Rechtschreibung auch sein möge, für heute abend mit eingeladen und ein durchaus willkommener Gast, vorausgesetzt, daß er nichts dagegen hat, in der Küche sozusagen am Trompetertisch Platz zu nehmen. Für meine gute Schmolke bürge ich. Die hat eine Vorliebe für Pudel, und wenn sie nun gar von seiner Treue hört . . ."

„So wird sie", warf Distelkamp ein, „ihm einen Extrazipfel schwerlich versagen."

„Gewiß nicht. Und darin stimme ich meiner guten Schmolke von Herzen bei. Denn die Treue, von der heutzutage jeder red't, wird in Wahrheit immer rarer, und Fips predigt in seiner Stadtgegend, soviel ich weiß, umsonst."

Diese von Schmidt anscheinend leicht und wie im Scherz hingesprochenen Worte richteten sich doch ziemlich ernsthaft an den sonst gerade von ihm protegierten Friedeberg, dessen stadtkundig unglückliche Ehe, neben anderem, auch mit einem entschiedenen Mangel an Treue, besonders während seiner Mal- und Landschaftsstudien auf der Woltersdorfer Schleuse, zusammenhing. Friedeberg fühlte den Stich auch sehr wohl heraus und wollte sich durch eine Verbindlichkeit gegen Schmidt aus der Affäre ziehen, kam aber nicht dazu, weil in eben diesem Augenblick die Schmolke eintrat und unter einer Verbeugung gegen die anderen Herren ihrem Professor ins Ohr flüsterte, „daß angerichtet sei".

„Nun, liebe Freunde, dann bitt ich . . ." Und Distelkamp an der Hand nehmend, schritt er, unter Passierung des Entrees, auf das Gesellschaftszimmer zu, drin die Abendtafel gedeckt war. Ein eigentliches Eßzimmer hatte die Wohnung nicht. Friedeberg und Etienne folgten.

Siebentes Kapitel.

Das Zimmer war dasselbe, in welchem Corinna, am Tage zuvor, den Besuch der Kommerzienrätin empfangen hatte. Der mit Lichtern und Weinflaschen gut besetzte Tisch stand, zu vieren gedeckt, in der Mitte; darüber hing eine Hängelampe. Schmidt setzte sich mit dem Rücken gegen den Fensterpfeiler, seinem Freunde Friedeberg gegenüber, der seinerseits von seinem Platz aus zugleich den Blick in den Spiegel hatte. Zwischen den blanken Messingleuchtern standen ein paar auf einem Basar gewonnene Porzellanvasen, aus deren halb gezahnter, halb wellenförmiger Öffnung — dentatus et undulatus, sagte Schmidt — kleine Marktsträuße von Goldlack und Vergißmeinnicht hervorwuchsen. Quer vor den Weingläsern lagen lange Kümmelbrote, denen der Gastgeber, wie allem Kümmligen, eine ganz besondere Fülle gesundheitlicher Gaben zuschrieb.

Das eigentliche Gericht fehlte noch, und Schmidt, nachdem er sich von dem statutarisch festgesetzten Trarbacher bereits zweimal eingeschenkt, auch beide Knusperspitzen von seinem Kümmelbrötchen abgebrochen hatte, war ersichtlich auf dem Punkte, starke Spuren von Mißstimmung und Ungeduld zu zeigen, als sich endlich die zum Entree führende Tür auftat und die Schmolke, rot vor Eregung und Herdfeuer, eintrat, eine mächtige Schüssel mit Oderkrebsen vor sich her tragend.

„Gott sei Dank", sagte Schmidt, „ich dachte schon, alles wäre den Krebsgang gegangen", eine unvorsichtige Bemerkung, die die Kongestionen der Schmolke nur noch steigerte, das Maß ihrer guten Laune aber ebenso sehr sinken ließ. Schmidt, seinen Fehler rasch erkennend, war kluger Feldherr genug, durch einige Verbindlichkeiten die Sache wieder auszugleichen. Freilich nur mit halbem Erfolg.

(Fortsetzung folgt.)

Die Austauschtöchter.

Ein heiterer Roman von Margaret Laube.

Gipsy beugt sich aus dem Fenster. Der Zug rollt mit kreischenden Bremsen an dem fast leeren Bahnsteig entlang. Nur einige Thüringer Landfrauen, von denen eine ihr Kind in einem bunten Wickeltuch aus Kattun, das ihr um die Schultern hängt, trägt, laufen hennenartig hin und her.

„Keine ältere Dame", berichtet Gipsy ins Abteil zurück. „Man hat mich versetzt." Sie zieht den Kopf mit der kleinen schwarzen Mütze aus der Fensteröffnung.

„Ja, was fangen Sie da an, mein Fräulein?"

Gipsy sieht über ihre Schulter: „Ich setze mich auf den Bahnsteig und warte auf die Polizei."

Der Zug hält. Die beiden Herren im Abteil lachen, wie im Lustspiel, schmeichelnd und laut. Dem einen gelingt es, Gipsy noch eine Halbpfundschachtel mit Pralinés unter den Arm zu klemmen, für die sie nicht mehr danken kann. „Wegen der lustigen Gesellschaft", hört sie hinter sich rufen. Als sie unten steht, hebt sie die Hand auf und grüßt militärisch zurück. Die Geste soll ihre unverminderte Courage andeuten und wird auch so verstanden.

Unter Grüßen und Lachen vom Abteilfenster marschiert sie zur Treppe. Da bleibt sie noch einmal stehen und nimmt den vorüberfahrenden Zug ab. Dann sieht sie auf das halbwelke Veilchensträußchen herunter, das in ihrem Jackettaufschlag steckt.

„Unnötig", murmelt sie, reißt es heraus und wirft es auf die Schienen. Wenn niemand da ist, um sie abzuholen, braucht sie keine Erkennungsmarke. Sie läuft die Treppe hinunter und durch die Unterführung. Gretchen hat doch gesagt, daß sie am Bahnhof erwartet würde!

Sie zieht, wie jedesmal bei dem Namen „Gretchen", die kurze Nase kraus und schielt an ihr herunter. Sollte die alte Dame die Zeit versäumt haben? In Kleinstädten sind die Leute nicht pünktlich, sagt Papa. Nun, es wird in Sandershausen ein Taxi geben, und die Adresse des ehemals fürstlichen Hofapothekers hat sie ja.

Auch hinter der Bahnsperre keine Dame! Gipsy geht mit langen Schritten zum Ausgang. Eigentlich eine kleine Schwäche von Papa, auf diesen Austauschhandel mit erwachsenen Töchtern einzugehen, nur weil Herrn Hofapotheker Lemme sentimentale Jugendgefühle anwandeln!

In ihrem Tennisklub war allerdings die Saison abgeschlossen. Sie hat im internen Turnier einen zweiten Preis ergattert — eine Konfektschale aus Kristall steht zu Hause in ihrem Zimmer, obgleich Kristall in Mamas Haushalt als Dekoration schon lange nicht mehr vorkommt —, sie konnte also Hamburg ohne Bedauern verlassen.

Sie betrachtet die gewaltigen Buchen, die rostrot im hellen Licht des Herbstabends stehen und von denen ein Regen von roten Blättern sachte herunterflockt auf den Bahnhofsplatz. Einige flattern in den alten Opelwagen hinein, der drüben am Gartenzaun zu schlafen scheint. Der Fahrer hockt mit gesenktem Kopf auf seinem Sitz. Gipsy geht über den Platz und klopft hart an die Scheibe. „Merseburger Straße Nummer 11."

Der Mann fährt auf und lacht blöde, Gipsy öffnet sich selbst die Wagentür, während er herausklettert und den Anlasser dreht, was Gipsy mit offenem Mund wahrnimmt. Sie hat einen Fuß schon auf dem Trittbrett, als sie sich vorsichtig am Ärmel berührt fühlt.

Hinter ihr steht atemlos ein Herr, der an seinen Hut greift: „Sind Sie vielleicht doch — trotzdem ich ein Zeichen vermisse —, vielleicht doch Fräulein Seitz aus Hamburg?"

„Jawohl." Gipsy sieht rasch auf und dem Herrn stramm ins Gesicht. Sie hat den unbeirrten Blick eines nie eingeschüchterten Kindes, so daß der Herr verlegen unter ihm lächelt. Er trägt einen kleinen Spitzbart, der stark ergraut ist, und verbirgt kurzsichtige Augen hinter einem dicken Kneifer.

„Ich bin deines Vaters alter Studienfreund Albertus Lemme" — er machte eine Pause, dann fügt er mit einem Entschluß hinzu —, „mein liebes Kind!"

„Aha!" macht Gipsy frech. Das blasse, sanfte Gesicht des Herrn imponiert ihr nicht. Und was ihr nicht imponiert, das pflegt sie nicht mit Respekt zu behandeln. Aber dann ringt sich doch eine noch frische Ermahnung in ihr durch: als sie sich von Papa verabschiedete, in Eile am Portal des Krankenhauses, denn er wurde im Operationssaal erwartet, hat er ihr zuletzt noch die Hand auf die Schulter gelegt: „Und vergiß nicht, Gip, daß die Menschen nicht alle gleich und nach deinem Bilde sein müssen."

Sie hat genickt. So etwas bedeutet Papa gegenüber ein Versprechen und muß gehalten werden. Ein Grübchen erscheint auf ihrer straffen bräunlichen Wange, die dunkelblauen Augen verlieren ihren durchdringenden Polizeiblick: „Es freut mich, Herr Lemme, daß wir uns doch noch getroffen haben. Ich warf die Erkennungsveilchen fort, weil ich — nun, weil ich eigentlich Frau Lemme erwartete und sie nicht fand."

Dabei schüttelt sie dem Apotheker die Hand, als wenn sie zum Boxmatch mit ihm antreten will.

„Meine Frau hätte nicht versäumt, mit auf den Bahnhof zu kommen, wenn es nicht gerade die Zeit für das Abendessen gewesen wäre. Sie läßt es sich nicht nehmen, die Mahlzeiten immer eigenhändig zuzubereiten." Gipsy hört zerstreut zu, denn sie hält ihm die Wagentür offen, um ihm den Vortritt zu lassen. Sie findet es auch überflüssig, daß der Fahrer alle diese Eröffnungen mit anhört.

Aber Herr Albertus Lemme ist noch nicht annähernd so weit, daß er das einsame Taxi besteigen kann. „Wo haben Sie — hast du keine Koffer, mein Kind?"

„Gewiß, zwei. Sie lagern am Bahnhof. Das hat bis morgen Zeit."

„Aber die Kleider werden kraus werden, fürchte ich."

Gipsy hebt ein maßlos erstauntes Gesicht. Der Druck von Papas Hand ist wieder verschwunden. Sie beißt vergnügt auf ihre Unterlippe. Dann flüstert sie, als nehme sie an einer Verschwörung teil: „Herr Apotheker, das schadet ihnen nichts. Dann werden sie wieder gebügelt."

Herr Lemme fährt zurück und sieht unsicher auf die Achtzehnjährige. „Wie du meinst, mein Kind," sagt er steif. „Aber dann können wir den kleinen Weg zu Fuß machen. Das Täschchen werde ich dir abnehmen."

Er hat den Citybag erfaßt und tritt von dem Taxi zurück, ehe Gipsy etwas dagegen sagen kann. Sie starrt einen Moment auf den Fahrer, dann greift sie in ihre Tasche, findet einige lose Markstücke und drückt ihm eins davon in die Hand. Als er danken will, winkt sie herrisch ab. Dem Apotheker ist der Zwischenfall entgangen, da er mit ernstem Zeremoniell einen alten Herrn auf der anderen Seite des Platzes zu begrüßen hat, wobei er den Hut tief im Bogen zieht und einen Augenblick in Taillenhöhe festhält.

Gipsy sieht ihm dabei zu und macht einen wütenden kleinen Charlestonschritt. Die Innenstellung des Fußes sieht besonders respektlos aus und will das offenbar auch erreichen. Er ist also nicht auf den Bahnsteig gekommen, um den Groschen zu sparen! So sieht das Haus aus, in das Papa sie für ein Jahr verbannt! Nun, Papa, das wird deiner einzigen Tochter nicht gefallen!

Sie geht stumm neben Herrn Lemme her, der sich wiederholt räuspert.

„Hast du eine gute Fahrt gehabt, mein Kind?"

„Danke. Ja. Gute Unterhaltung."

„Nette Damen?"

„Nein. Nette Herren."

Herr Lemme will nach seinem alten Couleurbruder fragen, aber nun setzt Gipsy die Konversation fort. „Ich habe Gretchen auf dem Hannoverschen Bahnhof getroffen."

Herrn Lemmes Züge verwandeln sich augenblicklich. Ein besorgter Ausdruck macht sie weich. Auch der Mund unter dem Bart wird nachgiebiger, als er unter dem gewollten Alterszeichen einer vergangenen Zeit zu sein schien.

„Welchen Eindruck machte sie auf dich, mein Kind? War sie gefaßt? — ich meine, glaubst du, daß sie sich ein wenig auf Hamburg freut? Sie hat Sandershausen nicht gern verlassen."

Er muß sich unterbrechen, da wieder zwei Herren an ihnen vorübergehen, die mit derselben ernsten Würdigung begrüßt werden müssen. Dann biegen sie in die Merseburger Straße ein, die unter flammendem Ahorn sich still und freundlich öffnet.

„Wie schön! Den bunten Ahorn meine ich. — Ja so, wir sprachen von Gretchen. Sie war aufgeregt, Herr Lemme. Aber das ist die Erwartung auf Hamburg. Sie ist gewiß noch nicht weit fortgewesen von Sandershausen?"

Apotheker Lemme beginnt langsamer zu gehen. Gipsy liest Nummer fünf an einer Haustür, das nächste Eckhaus trägt schon das vorspringende Schild der Hirschen-Apotheke. Nun bleibt Herr Lemme fast stehen. Er sieht Gipsy gequält an. „Das ist es nicht, nein. Nicht diese Aufregung des Reisens." Er besinnt sich und macht ein abweisendes Gesicht. „Sie hat sich nicht beklagt?" fragt er schärfer als er will.

Gipsy weicht den Augen hinter dem Kneifer aus. „Nein. Sie war nur besorgt um Züge und Anschluß. Aber ich habe sie selbst ins Abteil gesetzt und am Hauptbahnhof wird meine Mutter sie abholen. Es ist kein Grund zur Besorgnis, Herr Lemme."

Der Apotheker schüttelt den Kopf. „Nein, nein, davon bin ich überzeugt. Mein alter Freund und seine liebe Gattin werden sich mit aller Treue des Kindes annehmen. Wie wir auch, meine liebe —"

„Gipsy", ergänzt Gipsy trocken.

Herrn Lemmes Rührung ist verschwunden. „Ist das dein Taufname, mein Kind?"

„Gefällt er Ihnen nicht?"

„Es ist kein deutscher Name."

„Meine Mutter war Amerikanerin vor ihrer Heirat. Sie hat ihn mir ausgesucht."

„Gut, gut", nickt Herr Lemme. Das Mädchen steht mit funkelnden Blicken vor ihm, als müsse jedes Mißverständnis erst ausgetragen werden, ehe sie das Haus Lemme betritt. „Gut, Gipsy. Aber nun wollen wir hinaufgehen, Mutter wartet nicht gern mit dem Essen. Pünktlichkeit, Gipsy, mußt du wissen, ist Mutters Schwäche."

„Meine auch", sagt Gipsy kurz. Sie mustert aufmerksam das Haus. Der Eingang zur Apotheke mit dem braunen Hirsch über dem Nasenschild liegt auf der Ecke, je ein Fenster der großen Offizin sieht nach den beiden Straßen, die sich hier kreuzen. Neben dem Fenster in der Merseburger Straße führt eine schöne alte Tür in die beiden Stockwerke hinauf. Es ist ein ruhiger, klassizistischer Bau aus den fünfziger Jahren. Im zweiten Stock stehen in allen Fenstern blühende Pflanzen. Eine Gardine bewegt sich. Gipsy weiß, daß jetzt bereits ihr hellgraues Kostüm ihre kleine Sportkappe und ihre gelben, dicken Kreppsohlenschuhe betrachtet und abgeschätzt worden sind.

Wenn sie sich Gretchen Lemme vorstellt, wie sie über den Bahnsteig in Hannover geirrt ist mit verweinten Augen und einem zu langen Rock — für Gipsy viel zu langen Rock! —, der in schlecht gebügelten Falten um die Knie schlug, mit dem kleinen Filzhut, der hinten die unglückliche Ausbuchtung eines Haarknotens zeigte, für den jetzt in keinem Hut mehr Platz ist und der von den Märtyrerinnen ihrer Unentschlossenheit in unseligem Zwiespalt versteckt werden muß — wenn sie dieses Gretchen mit dem schönen, ovalen Gesicht, dem weichen, vollen Mund und den untrainierten Bewegungen sich vorstellt, bezweifelt sie, daß Mama Lemme mit Begeisterung auf sie, Gipsy Seitz aus Hamburg, blicken wird.

Auf der dunklen Treppe packt sie ein beklemmendes Gefühl. Wie, wenn alles Gegensätze sein würden in diesem Hause und in der Villa in Blankenese?

Ein Jahr ist lang, sagt Mama. Und dann meint sie immer das Jahr, wo sie ihre Geschwister in Milwaukee besucht hat und mit einem Freudenschrei in ihr Haus gelaufen ist, als sie endlich mit der „Newyork" wieder in Hamburg ankam. Noch ist knapp eine halbe Stunde vor dem Jahr vergangen, das sie in Sandershausen zubringen soll. Auf dieser Treppe weht ihr ein kühler Hauch entgegen. Hinter ihr klingen die gleichmäßigen Tritte des Apothekers Lemme. Er trägt Zugstiefel. Keine Halbschuhe wie Papa. Sie macht eine Grimasse ins Dunkel des Treppenhauses hinein. Lächerlich. Sie fürchtet sich nicht. Vor wem auch?

Sie kann ihr Gesicht kaum so schnell wieder in seine normale Lage bringen, wie die Tür auf dem ersten Treppenabsatz sich öffnet und ein jüngerer Herr in einem Lederanzug heraustritt, den unbedeckten Kopf vor ihr und Herrn Lemme neigt und rasch an ihnen vorüber die Treppe hinunterläuft. Die rasche Musik seiner Gangart klingt jung und unbekümmert durch das halbdunkle Haus.

Gipsy sieht unwillkürlich hinter ihm her. „Unser Mitbewohner. Junge Eheleute", sagt Herr Lemme halblaut. „Wir konnten uns das ganze Haus nicht mehr leisten."

Gipsy nickt versöhnt. Es sind also nicht lauter alte Leute hier. Eine junge Frau, ein junger Mann im Lederanzug, der die Treppen im Sturm nimmt. „Vielleicht auch ein Kind, Herr Lemme?"

„Noch nicht", sagt Herr Lemme geheimnisvoll und macht ein Gesicht, als sei er die Vorsehung und trüge rätselhafte Verantwortung an diesen Zusammenhängen.

Gipsy lacht kurz auf. Sie sind nun oben, und die Wohnungstür mit dem Messingschild „Hofapotheker Albertus Lemme" wird zu einer klaffenden Öffnung. In ihr erscheint eine Frau, der Gipsy halb kritisch, halb beengt entgegenstarrt.

Frau Lemme ist eine volle, große Dame von fünfzig Jahren. Sie muß genau die Zeit ausgerechnet haben, in der ihr Mann mit Gipsy vom Bahnhof bis hierher zu gehen hat, denn sie steht in einem schwarzen, halbseidenen Besuchskleid, an dem der mit Stäbchen gehaltene Halskragen nicht ganz geschlossen ist, an der Tür, das Gesicht noch vom Herd gerötet, hinter ihr ein kleines Dienstmädchen mit einem einfältigen und doch schlauen Gesicht, das darauf wartet, Gipsy ihr Jackett abzunehmen.

(Fortsetzung folgt)



Bunte Chronik



* **Alter schützt vor Torheit nicht!** Diese Erfahrung mußte zu seinem beträchtlichen Schaden ein amerikanischer Senator machen. Dieser, ein würdiger, wohlkonservierter Herr, dem man seine 75 Lenze nicht ansah, fuhr eines schönen Tages mit einer hübschen jungen Dame zusammen im Eisenbahnabteil, in die er sich sogleich sterblich verliebte. Auch die Schöne erwies sich durchaus nicht als unerbittlich, man kam in ein angeregtes Gespräch, und nahm ein opulentes Mahl selbander ein. Beim Fisch machte der Senator seiner Angebeteten bereits mit jugendlichem Feuer eine Liebeserklärung, und noch ehe der Kaffee kam, war der Bund besiegelt. Am anderen Morgen tat dem alten Herrn sein Überschwang doch etwas leid, und er machte sich stillschweigend aus dem Staube. Wer aber beschreibt sein Entsetzen, als er einige Tage nach dem Abenteuer im Schaufenster des bekanntesten Photographen in Washington eine ganze Serie von Bildern entdeckte, die seine eigene, markante und in der Öffentlichkeit wohlbekannte Persönlichkeit in den verfänglichsten Situationen darstellten, u. a. auch wie er sich im traulichen tête à tête mit der schönen Unbekannten aus dem Eisenbahnabteil den Genuß verschiedener der so streng verbotenen Alkoholika leistete. — Voller Wut und Schrecken stürzte der also öffentlich Bloßgestellte in den Laden und verlangte die Entfernung der Bilder. Der Inhaber bedauerte achselzuckend, seinem Wunsche nicht nachkommen zu können, da die Bilder Eigentum der jungen Dame seien, die die Aufnahme mit ihrer in einer Handtasche verborgenen Kamera gemacht habe. Auf Befragen erklärte er jedoch, die Bilder seien um den „billigen" Preis von 40 000 Dollar käuflich. Zähneknirschend erlegte der Senator diesen Preis, und er hat geschworen, daß dieses galante Abenteuer sein letztes gewesen sein soll . . .

Lustige Rundschau



* **Gewissenhaft.** „Für das Verprügeln Ihrer Ehefrau auf der Straße werden Sie vierzig Mark bezahlen." — „Ist da die Lustbarkeitssteuer schon eingerechnet?"

* **Rat eines Scheidungsanwalts.** „Lerne sie kleiden, ohne zu klagen."